

Zeitschrift: Zoom : illustrierte Halbmonatsschrift für Film, Radio und Fernsehen

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Fernseh- und Radioarbeit

Band: 24 (1972)

Heft: 21

Rubrik: Spielfilm im Fernsehen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SPIELFILM IM FERNSEHEN

10. November, 21.10 Uhr, DSF

Drei

Filme aus Jugoslawien im Deutschschweizer Fernsehen

In der neuen Reihe «Premiere» wird das Deutschschweizer Fernsehen in den nächsten Monaten in loser Folge sechs Spielfilme neueren Datums aus Jugoslawien in schweizerischer Erstaufführung zeigen. Der Spielfilm «Drei» («Tri», 1966) eröffnet die Reihe, in der bis im Frühling 1973 noch fünf weitere Werke zu sehen sind: «Das Totenfest» von Matjaz Klopacic, «Gravitation» von Branko Ivanda, «Wenn ich tot und bleich bin» von Zivojin Pavlovic, «Der Mensch ist kein Vogel» von Dusan Makavejev und «Die Ratten erwachen» von Zivojin Pavlovic.

Aleksandar Petrovic behandelt in seinem dritten Spielfilm «Drei» den Zweiten Weltkrieg und die Résistance auf sehr unkonventionelle Weise. Er verzichtete auf die im jugoslawischen Film sonst übliche Schwarzweissmalerei – hier die bösen und feigen Besatzer, dort die heldenhaften und guten Partisanen – und stellte resolut das Zentralerlebnis jedes Krieges, den Tod, in den Mittelpunkt. Milos, der junge Partisan und Revolutionär, ist in den ersten beiden Teilen dieses Episodenfilms Zeuge des Todes, im dritten Teil ist er Herr über Leben und Tod; er muss die Verantwortung für die Hinrichtung von Menschen übernehmen, die zuvor mit den Besatzern zusammengearbeitet haben und am Tode vieler ihrer Landsleute schuldig geworden sind. Die erste Episode zeigt den Kriegsstad als Unglücksfall, als Fehlleistung in einem Klima der Angst und der Unsicherheit. In der zweiten Epi-



Jesus Christ Superstar

Im August hat Norman Jewison («Anatevka») in Israel mit den Aussenaufnahmen zu «Jesus Christ Superstar» (der Verfilmung der Rock-Opera von Andrew Lloyd Webber und Tim Rice) begonnen. Bereits Ende Mai wurden in London die Voraufnahmen für die Musik mit dem gesamten «London Philharmonic Orchestra» gemacht. Bis jetzt wurden allein in den USA und Kanada über 3,5 Millionen Platten und Bänder von «Jesus Christ Superstar» verkauft.

sode erscheint der Tod eines Partisanen als zwingender Schluss der Jagd, die eine Überzahl gut ausgerüsteter deutscher Soldaten auf zwei ausgehungerte, mit letzter Verzweiflung um ihr Leben kämpfende Partisanen macht. Über der letzten Episode liegt die ganze Trauer dessen, der vom Schreibtisch aus über Leben und Tod von Menschen beschlossen muss. Aleksandar Petrovics Film ist keine nachträgliche Feier des jugoslawischen Widerstandsgesistes und Heldenmuts, sondern ein Film über die Scheußlichkeit des Todes, gegen den die ganze Menschheit kämpfen müsste, anstatt ihn zu kultivieren und immer wieder zu entfesseln.

13. November, 22.50 Uhr, ARD

Die Zelle

Ein Mann wird ins Gefängnis eingeliefert. Man beschuldigt ihn, an der Vorbereitung eines Attentats beteiligt gewesen zu sein. Zermürbt von der Monotonie monatelanger Untersuchungshaft und endloser Verhöre, droht seine Widerstandskraft schliesslich zu erlösen. Horst Bieneks erster Spielfilm «Die Zelle» (1971) beschreibt in eindringlichen Bildern das Leid von Menschen unserer Tage, die aus politischen Gründen eingekerkert worden sind. Siehe dazu ZOOM Nr. 13/1972, Seite 11.

16. November, 22.00 Uhr, DSF

Vampira

«Vampira» von George Moore spielt im Schattenreich der «Schwarzen Romantik». Moore sagt darüber: «Der deutsche romantische Maler Arnold Böcklin hat ein berühmtes Bild gemalt: Die Toteninsel. Es zeigt eine mysteriöse Insel in einem dunklen See. Wir wollen diesen See (Drehort: Maisinger See in Oberbayern) mit der Kamera überqueren, um einen phantastischen Dokumentarfilm dort auf der Insel zu drehen. Die Bewohner sind eine wunderschöne Vampirin, ein buckliger Prinz, ein schwarzer Magier, die Erlkönigin und andere Kreaturen sowie deren Opfer. Dies ist die Geschichte der unheimlichen Rituale, die da in der ewigen Dämmerung stattfinden.» Der Film ist zeitlos, Empfindungen und Stimmungen werden unter anderen bei Arnold Böcklin, Gustav Klimt

und Caspar David Friedrich entliehen. Der Schauspieler Sigi Graue spricht Schriftstellerstücke, die Moore für diesen Film mit der Kamera (Gerard Vandenberg) «nachmalt». Hauptdarsteller sind Grischa Huber, Louis Waldon, Ceci Perrin, Del Negro, Michael Gordon und Manfred Jester. Auch der Regisseur hat eine Rolle. Die deutsche Popgruppe «Tangerine Dream» hat die Musik zu «Vampira» komponiert und spielt sie auch selbst.

18. November, 20.20 Uhr, DSF

Filmforum

Der amerikanische Spielfilm «On the Beach» von Stanley Kramer und anschliessend das Gespräch «Frieden auf der Kriechspur»

Mit der neuen Sendereihe «Filmforum», in der Spielfilme mit aktuellen Themen gezeigt werden, denen ein Gespräch mit Experten folgt, versucht das Schweizer Fernsehen, das Samstagabendprogramm von Zeit zu Zeit etwas substantieller zu gestalten. Im laufenden Jahr ist noch eine Sendung über Sigmund Freud geplant, und 1973 sind sechs weitere Sendungen in dieser Form vorgesehen.

Das «Filmforum» beginnt mit der deutschsprachigen Fassung des amerikanischen Spielfilms «Das letzte Ufer» («On the Beach», 1959) von Stanley Kramer nach dem gleichnamigen Roman von Nevile Shute. Die Hauptrollen spielen Gregory Peck, Ava Gardner, Fred Astaire und Anthony Perkins.

Der Film schildert das Verhalten von Menschen, die wissen, dass sie zum Tode verurteilt sind. Auf der nördlichen Hemisphäre hat ein Atomkrieg alles Leben ausgelöscht, und nach Berechnungen der Wissenschaftler wird die radioaktive Strömung auch in das bisher verschonte Australien eindringen. Diese «Endzeit», von der die Menschen inmitten eines normalen Lebens getroffen werden, hat Kramer in packenden und nicht selten unheimlichen Bildern festgehalten.

«On the Beach» erregte bei seinem Erscheinen grosses Aufsehen. Denn der Film gehört nicht nur zu den guten Hollywoodproduktionen der fünfziger Jahre, sondern behandelt auch ein sehr aktuelles Problem. Damals erreichte der kalte Krieg zwischen den beiden Grossmächten USA und Sowjetunion einen Höhepunkt und rückte einen alles vernichtenden Nuklearkrieg in den Bereich des Möglichen.

«Ist heute die Gefahr eines Atomkrieges gebannt?» «Können internationale Konflikte auch ohne Waffengewalt gelöst werden?» Mit solchen Fragen beschäftigen sich fünf Fachleute, die sich mit dem Problem des Friedens und der Friedensforschung auseinandersetzt haben, in dem Gespräch «Frieden auf der Kriechspur», das anschliessend an den Spielfilm ausgestrahlt wird. Dabei haben auch Leute von der Strasse Gelegenheit, sich zu den Fragen zu äussern.

20. November, 21.30 Uhr, ZDF

Ein Liebesfilm

«Szereimesfilm» von Istvan Szabo

«Ein Liebesfilm» (1970) ist der dritte abendfüllende Spielfilm des jungen ungarischen Regisseurs Istvan Szabo. In den beiden vorhergehenden Filmen, «Die Zeit der Träumereien» und «Vater», hatte Szabo jeweils junge Leute gezeigt, die ihren Platz im Leben suchen, die den Prozess des «Erwachsenwerdens» schmerzlich erfahren. Der Abschied von der Kindheit, von der Jugend, von schönen Erinnerungen ist auch hier wieder sein Thema. Er berichtet von Jancsi und Kata, deren Kinderfreundschaft unmerklich zur Jugendliebe wird. Sie werden getrennt, als Kata 1956 in den Westen flüchtet. Zehn Jahre später sehen sie sich wieder, als Jancsi Kata in Frankreich besucht. Dabei erweist sich, dass beide andere Menschen geworden sind, dass sie ihre Vergangenheit nicht mehr einholen können. Sie sind unter verschiedenen Einflüssen und Umständen erwachsen geworden, und das trennt sie heute; die unterschiedliche Gegenwart ist stärker als die gemeinsamen Erinnerungen. Szabo konstatiert das ohne Vorwurf als ein Faktum. Er zeigt damit nur, dass das Leben für ihn stets ein neuer Anfang ist.

Istvan Szabo, Jahrgang 1938, bestand im Jahre 1956 die Matur und besuchte anschließend vier Jahre lang die Budapest Akademie für Bühnen- und Filmkunst. Als Diplomarbeit drehte er 1961 den Kurzfilm «Konzert», der mehrere Preise erhielt. Auch seine weiteren Kurzfilme «Variationen über ein Thema» (1961) und «Du» (1963) errangen internationale Anerkennung. Mit seinen drei Spielfilmen «Die Zeit der Träumereien» (1964), «Vater» (1967) und «Liebesfilm» wurde Szabo zu einem der bekanntesten und bedeutendsten ungarischen Filmregisseure.

Der Zweite Weltkrieg und die Résistance wird im jugoslawischen Spielfilm «Drei» von Aleksandar Petrovic auf sehr unkonventionelle Weise behandelt



20. November, 22.50 Uhr, ARD

Targets

Der erste Spielfilm von Peter Bogdanovich

«Targets» («Bewegliche Ziele», 1968) ist ein eindringlicher Film über Tod und Gewalt im heutigen Amerika. Boris Karloff spielt darin einen alten Horrorfilm-Star, der nicht mehr vor die Kamera treten will, weil er begriffen hat, dass das Leben um ihn herum Tag für Tag mehr Schrecken erzeugt als alle je von ihm verkörperten Leinwand-Monstren. Das bestätigt sich auf grauenhafte Weise, als ein schiesswütiger junger Mann unter den Zuschauern eines Autokinos ein wahres Blutbad anrichtet.

«Bewegliche Ziele» ist unverkennbar der Film eines Cinéaste, voll von Anspielungen und Zitaten, die seine Spannung und hintergründige Dimension aus der Verzahnung von Filmhistorie und Wirklichkeit bezieht. Dass er gleichzeitig sehr konkret gegen den unkontrollierten Verkauf von Schusswaffen in Amerika Stellung nimmt, wird von Anfang an deutlich. Peter Bogdanovich drehte seinen ersten Spielfilm mit 28 Jahren. Er gehörte zu den meistbeachteten Kritikern des New Yorker Kreises um die Zeitschrift «Film Culture» und ist Verfasser mehrerer Monografien, so über Fritz Lang und John Ford, über den er auch einen Film drehte. Seine weiteren Spielfilme «The Last Picture Show» über Jugendliche in den USA und die Komödie «What's up, Doc?» laufen zur Zeit in unseren Kinos, wobei vor allem das Lustspiel einen Publikumserfolg darstellt.

21. November, 22.50 Uhr, ZDF

Anna Boleyn

Der Film «Anna Boleyn» bringt nicht nur ein Wiedersehen mit vielen Stars der deutschen Stummfilmzeit, die man heute – von Ausnahmen wie Emil Jannings, Henny Porten oder Paul Hartmann einmal

abgesehen – kaum noch dem Namen nach kennt. «Anna Boleyn» ist vor allem ein Zeugnis für die meisterhafte Regie Ernst Lubitschs; Kritiker bezeichnen den Stummfilm als das wichtigste Werk aus der deutschen Epoche dieses Regisseurs. Ernst Lubitsch wurde vor 80 Jahren – am 28. Januar 1892 – in Berlin geboren, betätigte sich schon mit jungen Jahren als Schauspieler, später als Szenarist und Regisseur. Sein erster Spielfilm war «Blindekuh» (1914); herausragende deutsche Produktionen: «Die Puppe» (1919), «Kohlhieselstöchter» (1919/20). 1922 ging Lubitsch nach Hollywood, wo er vor 25 Jahren – am 30. November 1947 – gestorben ist.

Nicht alles in diesem Film entspricht der historischen Wahrheit. Das Drehbuch von Fred Orbis (übrigens das Pseudonym des bekannten Berliner Feuilletonisten der zwanziger Jahre Norbert Falk) gibt sich sittenstrenger als die Überlieferung der Renaissancezeit. Die Hauptfigur Anna Boleyn war nicht das züchtige Landedelräulein, sondern eine Bäckers Tochter, die schon lange vor ihrer spektakulären Hochzeit mit Heinrich VIII. in wilder Ehe gelebt hat. Statt eines unreflektierten historischen Bilderbogens werden die Zeit, ihre Menschen, ihre Politik gleichsam durchs Schlüsselloch betrachtet. Emil Jannings verkörpert den Potentaten (wie nach ihm übrigens u.a. Charles Laughton und Richard Burton). Er beherrscht die Szene; er ist der galante Draufgänger, der Frauenjäger, der skrupellose Verleumder und zynische Mörder; ein Herrscher, für den die Menschen Spielbälle seiner Politik sind.

22. November, 14.40 Uhr, ARD

Las aventuras de Robinson Crusoë

Robinson Crusoë gehört zu jenen Romanfiguren, die nicht nur junge Menschen seit Generationen immer wieder faszinieren. Sein abenteuerliches Schicksal, das ihn zwingt, allein auf sich gestellt den Kulturgang der Menschheit zu wiederholen, ist natürlich auch ein dankbarer Filmstoff. Luis Buñuels Verfilmung aus dem Jahre 1952 folgt im wesentlichen der bekannten Geschichte Defoes. Nach einem Schiffbruch wird Robinson als einziger Überlebender auf eine unbewohnte Insel verschlagen, wo er sich einrichtet und mit der quälenden Einsamkeit fertig werden muss. Erst als er Freitag vor den Kannibalen rettet, findet er einen Gefährten. Gemeinsam überlisten sie später eine mutternde Schiffsmannschaft; damit endet Robinsons abenteuerliches Inseldasein.

So sehr vor allem jüngere Zuschauer an Buñuels Robinson-Verfilmung der abenteuerliche Stoff fesseln dürfte, so unverkennbar ist andererseits, was den bedeutenden Regisseur an der Romanvorlage reizte: Robinsons Schicksal gibt ihm Gelegenheit, die Reaktionen und Verhaltensweisen eines Zivilisationsmenschen

in einer extremen Situation zu zeigen. Die Insel ist für Robinson der Ort äusserster Entfremdung. Entsprechend reagiert er auf seine Isolation mit Zwangsvorstellungen, die bis an den Rand des Wahnsinns führen. Mehr und mehr entwickelt er sich dabei zum absonderlichen «Wilden», der sich unter einem Ziegenhautschirm verkriecht und in seinen verfilzten Bart

knurrt. Erst als Freitag zu ihm kommt, erwacht in ihm wieder die Erinnerung an die Zivilisation. Nun will er sich von dem Naturmenschen unterscheiden, hat Angst vor ihm und versucht, ihn zu erziehen. Er bewacht ihn ängstlich mit der Waffe und kettet ihn an, bis sich dann schliesslich doch ein gegenseitiges Vertrauen einstellt.

ebeneheiten durch Regieeinfälle und gute Schauspielerführung wettzumachen. Dass Regisseur Franz Mutter ein solcher nicht ist, hat er bereits anlässlich des peinlichen vierteiligen Familienstücks «A schöni Familie» eindrücklich genug bewiesen. Zu Anfang noch passabel, förderte seine Regie die bereits erwähnte Klerschehaftigkeit bald in nicht geringem Masse; wo eine Abschwächung vonnöten wäre – wie beispielsweise in den Szenen mit der Zimmerwirtin und dem bösen Nachbarn –, tut er gerade das Gegenteil, wohl in der Meinung, der Zuschauer verstehe nur dann, wenn mit dem Zaunpfahl gedeutet werde. Obwohl mit Julia Hillmann und René Schoenberg keine schlechten Schauspieler-Wahl getroffen wurde, vermochten beide nicht zu überzeugen. Schuld daran trug aber weniger das junge Schauspielerpaar als wiederum die Regie, die die beiden oft zu Karikaturen zukünftiger Akademiker machte.

GEDANKEN AM BILDSCHIRM

Zünftig missglückt

Notizen zum Fernsehspiel «Beni und Claudia»

Wer «vollends verzweifeln» musste, war nicht «das junge Liebespaar» (Programmvorschau) Beni und Claudia, wohl aber der Zuschauer, der sich am Montag abend die eindringlich angekündigte gleichnamige Eigenproduktion des Fernsehens DRS zu Gemüte führte, mit der die Zürcher Schriftstellerin und Politikerin Doris Morf ihr alles andere als ehrenvolles Debüt als Fernsehspielautorin gegeben hat. Von Jugend handelt die Geschichte, «von der Lust... zu leben», und schildert den Tagesablauf von Beni und Claudia, er Medizinstudent, sie Gymnasiastin, denen das Leben zu zweit schwer gemacht wird, ihr von der sie wegen unmoralischen Verhaltens mit Ausschluss bedrohenden Schule und den Eltern, ihm vom bösen Nachbarn und der geifernden Zimmerwirtin. Die beiden Unverstandenen beschliessen die Flucht, die aber bereits an der Zürcher Seepromenade endet; sie albern herum, derweil die Polizei schon nach ihnen sucht, kehren auf Benis Bude zurück, treffen dort Claudias Lehrer, dieser stürzt die Treppe hinunter. Dass Herr Professor nicht ablebt, signalisiert die «Wendung zum Guten» (Programmvorschau), denn schliesslich ist da ja noch die liebevolle alte Nachbarin, die ein gutes Wort einlegt.

Doris Morf hat versucht, für Toleranz gegenüber einer Jugend zu werben, die in einer völlig anders strukturierten Gesellschaft aufwächst, als sie deren Eltern noch erlebt und akzeptiert haben. Leider – so möchte man angesichts des Themas sagen, das nebenbei zur Aufdeckung einer weit verbreiteten doppelbödigen Moral ausgezeichnet geeignet gewesen wäre – ist der Versuch misslungen. Die Klerschehaftigkeit quasi aller auftretenden Figuren – vom bösen, in Schwingerverein-Manier zeternden Spiessbürger über die keifende Vermieterin bis hin zum ver-

snobten Vater mit Doppelmoral waren all jene anwesend, die den sogenannt zeitkritischen Eigenproduktionen des Deutschschweizer Fernsehens die nötige Würze geben – dient dem Zuschauer als bequemes Alibi, lässt ihn das virulente Problem beiseite schieben und ist nicht im geringsten dazu angetan, den notwendigen Denkprozess einzuleiten. Diese Fehlleistung geht eindeutig auf das Konto der Autorin, die es versäumt hat, ihre Figuren in einen auch psychologischen Kontext zu stellen. Niemand soll sagen, dass solches in einem sechzigminütigen Fernsehspiel nicht möglich sei; gerade in der Nuancierung der Typen offenbart sich das Können des guten Autors, Personen transparent zu machen. Dass es nicht genügt, die Gesamtsituation einer über weite Strecken unecht wirkenden Figur wie Beni durch die Bemerkung über eine Scheidung seiner Eltern klarer zu machen, hat dieses missglückte Spiel einmal mehr deutlich gezeigt. Ganz zu schweigen vom dramaturgischen Konzept, das nach kurzer Zeit gähnende Langeweile hervorrief, hapert es – wie in bisher allen Mundartproduktionen unseres Fernsehens – einmal mehr mit der Sprache. Obwohl Doris Morf versichert, die Sprache der heutigen Jugend sei phantasievoll und treffe «den Nagel auf den Kopf», erstaunt einen immer wieder die Tatsache, wie wenig unsere Drehbuchautoren den Leuten aufs Maul schauen, und wie oft sie anstelle der lebendigen, im Alltag gesprochenen Sprache Plättitüden verwenden, die «man» einem bestimmten Personenkreis in den Mund legt.

Nun, Doris Morf, die sich mit ihren Romanen und Kurzgeschichten zu Recht einen Namen gemacht hat, trägt nicht allein die Schuld am Fiasco. Schon oft haben nämlich fähige Gestalter bewiesen, dass selbst mittelmässige Drehbuchvorlagen als Basis durchaus akzeptabler Fernsehstücke dienen können, wenn das Ganze von jener Faszination getragen wird, die von Bild, Handlung und Figuren gleichzeitig ausgeht. Nur eben, es braucht dazu Gestalter, die es verstehen, textliche Un-

Kurz, «Beni und Claudia» bereitete den Zuschauern einen eher ärgerlichen Fernsehabend. Es bleibt nur zu hoffen, dass das nächste, bereits in Auftrag gegebene Fernsehspiel von Doris Morf – es dreht sich um die schweizerische Einbürgerungspraxis – weniger enttäuschend ausfällt.

Mafia ist «in»

Zur vierteiligen ARD-Fernsehfolge «Die blutige Strasse»

Es dürfte ja inzwischen jedem bekannt sein: die «Mafia» ist «in». Die aggressive Kommerzwelle der Frauenemanzipation hat eine hektische Gegenbewegung ausgelöst: die nostalgische Sehnsucht nach dem soliden Patriarchat, dem starken Mann, der straffen Familienhierarchie, den autoritätsgläubigen Kindern und den stillen aufopfernden Hausfrauen. Alles soll wieder an seinen alten angestammten Platz, dem «Tod der Familie» wird der Kampf angesagt, denn früher – ja, da war die Welt noch in Ordnung! Um diese Reaktion möglichst attraktiv zu gestalten, muss man sie mit dem «Verweigerungsmythos» der Jugend und nackter Action paaren. Da brauchte man schliesslich nicht lange zu suchen: die «Mafia»! Das passt wie angegossen. Sie ist in ihrer inneren Struktur reaktionär, sie ist eine kapitalistische Gemeinschaft nach altem Schrot und Korn, aber gleichzeitig voller Anrüchigkeit, Geheimnisse, Mord und Aussenseitergesinnung. Schon die alten amerikanischen Gangsterfilme haben ja immer wieder die Einzelgänger der Unterwelt verklärt. Nur waren die Filme zum Teil trotz allem noch stark sozial engagiert. Heute ist das anders, heute will man nur noch die grandiose Oper des starken Mannes, der übermächtigen Familie. Schlagender Beweis dafür sind der Film «The Godfather» («Der Pate») mit Marlon Brando als grossem «Don Corleone» oder das Buch «Ehre deinen Vater» von Gay Talese. Dieses Buch ist in seinem Ti-